

Unverkäufliche Leseprobe



György Dalos
Ungarn in der Nußschale
Ein Jahrtausend und zwanzig Jahre
Geschichte meines Landes

2., durch ein neues Kapitel erweiterte
Auflage 2012
240 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-63410-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/9839867>

Einleitung

Obwohl ich über ein Diplom als Historiker verfüge, bin ich kein Wissenschaftler, sondern Schriftsteller. Dennoch pflege ich, ähnlich wie viele meiner Landsleute eine besondere Beziehung zur Geschichte, vor allem derjenigen Ungarns. Historie war für meine Generation niemals ein veralteter Lehrstoff; vielmehr trugen wir sie als Update-Programm auf unserer geistigen und seelischen «Festplatte», spürten ihre Auswirkungen an der eigenen verwickelten Laufbahn. Man könnte sagen, wir lebten und leben in Interaktion mit der Vergangenheit.

Für mich als einen aus der schreibenden Zunft ist die Geschichte zudem ein unerschöpfliches Märchen, das nie langweilig wird und in dem sich die Zuhörer wiedererkennen. Mit diesem Buch will ich die gut tausend Jahre meines Landes als eine kollektive Biographie erzählen. Ungarns Werdegang vom Ende des 9. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts ist eine der spannendsten Episoden der europäischen Sage: ein unaufhörliches Ringen um die Selbstbehauptung zwischen Ost und West, Heidentum und Christentum, Verzweiflung und Hoffnung, Provinzialität und Weltoffenheit, Tradition und Moderne – ein für die ungarische Kultur höchst produktiver innerer Zwist.

Die Ungarn verspürten schon immer – womöglich aufgrund ihrer sprachlichen Isolation – ein ständiges, erhöhtes Bedürfnis, sich der übrigen Welt mitzuteilen. Kein Wunder, daß das Verb «erklären», «klarmachen» in unserer Sprache «magyarázni» heißt, was laut wortgetreuer Übersetzung «ungarisch machen» bedeutet. Seit ungefähr fünfundzwanzig Jahren, seit ich im deutschen kulturellen Raum präsent bin, bewegt mich

der hartnäckige Wunsch, die Welt, die mich entscheidend geprägt hat, jener anderen, in der ich heute lebe, jenseits semantischer Barrieren «ungarisch zu machen». Unabhängig von meiner privaten Leidenschaft ist eine derartige Vermittlung jetzt vielleicht auch nützlich. Zu dem Zeitpunkt, da dieses Buch erscheint, sind zehn Millionen Ungarn bereits Bürger der EU.

Berlin, im Herbst 2003

I. Blutige Anfänge

Phantombilder und Eigenbild. Die Landnahme

Eine der frühesten schriftlichen Erwähnungen der Ungarn bezieht sich auf die Jahre um 870 unserer Zeitrechnung. Der persische Chronist Dshaihani berichtet über sie Folgendes: «Die Ungarn sind eine Art der Türken. Ihr Anführer reitet mit 20 000 Kriegeren aus. Der Name ihres Anführers lautet Kende. Dies ist jedoch nur der nominelle Titel ihres Königs, da derjenige, der als König über sie herrscht, Gyula genannt wird. (...) Die Ungarn haben Zelte (gewölbte Jurten) und ziehen mit dem sprießenden Gras und der grünen Vegetation. Ihr Reich ist ausgedehnt (...) Eine Grenze ist das Meer von Rum [das Schwarze Meer], in das zwei Flüsse münden. Ihre Wohngebiete liegen zwischen diesen beiden Flüssen [gemeint sind vermutlich die Wolga und der Don]. Nahen sich die Wintertage, ziehen sie näher an jenen Fluß, in dessen Nähe sie sich gerade befinden. Dort bleiben sie den Winter über und fischen. Der Winteraufenthalt ist dort für sie angenehmer.»

Die als Feueranbeter geschilderten «Türken» – sie werden erst später als «Oguren», «Ugren» oder «Magyaren» identifiziert – sind zu dieser Zeit, wie alle Stämme des Ostens, unterwegs. Sie kommen aus dem Gebiet zwischen der nördlichen Wolga und dem Ural, lassen sich zunächst in der geographisch oben umrissenen Lebedia nieder und ziehen bald nach Etelköz (Zwischenstromland) am Dnjepr und Prut weiter, um von dort aus endgültig in das Karpatenbecken zu gelangen.

Die Schilderung des Persers Dshaihani ist ebenso eine Momentaufnahme wie diejenige des Arabers Ibn Rusta, der die

Ungarn allerdings auf einer höheren Stufe der Zivilisation sieht: «Wenn die Ungarn in Kertsch ankommen, halten sie mit den ihnen entgegenkommenden Byzantinern einen Markt. Sie verkaufen ihnen Sklaven und kaufen byzantinischen Brokat, Wollteppiche und andere byzantinische Waren. Die Ungarn sind ansehnlich und schön anzusehen. Ihre Kleidung ist aus Brokat. Ihre Waffen sind mit Silber beschlagen und mit Perlmutter ausgelegt.» Merken wir uns diese Worte, denn sie bleiben für lange Zeit die letzten, in denen das kleine Noma­den­volk halbwegs lobend erwähnt wird.

Die Ungarn gehörten damals zu den zahlreichen Volks­stäm­men der Region, die sich ständig auf der Flucht befanden. Sie flüchteten voreinander, vor dem Hunger, vor der Kälte, der Hitze und dem Untergang. Der letztere holte dann die meisten doch ein. Fast alle Protagonisten der Völkerwan­de­rung – Chasaren, Kabaren, Sawarden, Petschenegen sowie die damaligen Bulgaren – überlebten diesen dramatischen «struggle for life» nicht und haben sich bestenfalls in der histo­ri­schen Überlieferung – wohl in den Namen einiger Siedlun­gen – erhalten. Die Vertreter der großen Kulturnationen – Araber, Perser und Byzantiner – blickten auf sie mit einer Mischung aus Neugier und Befremdung herab.

Für den byzantinischen Kaiser Leo den Weisen verkör­per­ten die Ungarn anno 904 den Inbegriff der militärisch orga­ni­sierten Barbarei. In seiner *Taktik* widmet er ihnen ein ganzes Kapitel: «Die Stämme der Ungarn sind Späher und verhehlen ihre Absichten, sind unfreundlich und unzuverlässig, und da sie einen ständigen Drang nach Reichtümern verspüren, brechen sie den Eid, halten auch keine Verträge, geben sich auch mit Geschenken nicht zufrieden, sondern bevor sie das Gege­bene annehmen würden, zerbrechen sie sich den Kopf über Arglist und Wortbruch. (...) Geschickt kundschaften sie die geeignete Gelegenheit aus und sind bemüht, ihre Feinde nicht so sehr mit ihrem Arm und ihrer Streitkraft zu besiegen, son-

dern eher durch Arglist, Überfall und Raub des Lebensnotwendigen.»

Wir haben keinen Grund, an der Charakterisierung durch den weisen Herrscher (886–912) zu zweifeln. Vielmehr stellt sich die Frage: Wieso konnten die Ur-Ungarn, diese heimtückischen Regelverletzer und Spielverderber, anders als die ihnen ebenbürtigen Nomaden zwischen der Wolga und der Donau, Wurzeln schlagen? Wie ist es ihnen gelungen, letztendlich das hochzivilisierte persische, arabische und byzantinische Reich zu überleben? Steckt dahinter eine göttliche Fügung, die Genialität der Stammesführer oder eine historische Notwendigkeit? Die Antwort auf diese Frage macht einen noch heute – wie Kleider die Leute – zum Christen, Nationalisten oder (horribile dictu!) Marxisten. Meinerseits neige ich als Historiker am ehesten zur letzteren Weltdeutung, doch möchte ich sie keineswegs als endgültige Wahrheit bezeichnen.

Am wenigsten glaube ich daran, daß bei der Rettung der Magyaren die von Dshaihani apostrophierten 20 000 Krieger, überhaupt Kriegslust oder -list eine relevante Rolle gespielt haben. Imperien, die weitaus besser mit allen damals modernen Mitteln der Verteidigung und des Angriffs ausgestattet waren, sind heute nur noch Tradition. Vielmehr waltete über das Geschick des kleinen Nomadenvolkes der Zufall.

Genauer gesagt handelte es sich um zweierlei Zufälle. Erstens wurden die Ungarn durch die rivalisierenden Stämme mehrere tausend Kilometer westwärts von ihrem ursprünglichen Standort vertrieben. Zweitens erreichten sie das Karpatenbecken zu einer Zeit, als weder das Frankenreich noch die Lombardei oder Byzanz aufgrund ihrer inneren Probleme imstande waren, die ehemalige römische Provinz Pannonia unter Kontrolle zu halten. Zwischen Donau und Theiss lebten damals schwach strukturierte awarische und slawische Volksgruppen, die den Eindringlingen keinen nennenswerten Wi-

derstand entgegensetzen konnten. Dies ist wichtig zu erwähnen, denn besonders im stürmischen 20. Jahrhundert zweifelten die Ungarn nicht ohne Grund daran, ob die Auswahl des neuen Heimatortes exakt am Kreuzweg zwischen Ost und West wirklich optimal gewesen ist.

Den ethnisch und sprachlich verwandten Finnen schob man eine ironische Legende in den Mund, der entsprechend die beiden Völker während der gemeinsamen Wanderung in der Steppe plötzlich zwei Wegweiser mit der Inschrift «Ungarn» und «Finnland» erblickt hätten und die Magyaren, die, ganz anders als die gebildeten Kinder von Suomi, Analphabeten gewesen seien, sich für die erste Lösung ausgesprochen hätten.

Diese skeptische Auffassung reflektierte jedoch eine viel spätere Konstellation. Die Chronisten des Mittelalters bezeichneten die Tiefebene im Donautal vielmehr als ein Kanaan, in dem Milch und Honig flossen, und auch das Volk, das dieses Paradies erobert hatte, als eines von ganz edler Herkunft. Simon von Kézai, der Hoferzähler des 13. Jahrhunderts, führte den Stammbaum der Ungarn direkt auf die Hunnen zurück – einer der populärsten Männernamen in Ungarn ist bis heute Attila. Abenteuerlichere, um nicht zu sagen, dümmere Theorien entdecken im Eifer der Ahnenforschung das Sumererreich, Japan oder gar direkt den Garten Eden.

Der Notar von König Béla III., Anonymus, dessen sitzende Statue mit den unergründlichen Gesichtszügen im Budapester Stadtpark besichtigt werden kann, suchte in seinen *Gesta Ungarorum* die Wurzeln der Nation bei den Skyten und sogar beim Geschlecht Magogs, einem Urenkel des Japhet. Auch die Schulbücher des romantischen 19. Jahrhunderts sparen nicht mit biblischen Parallelen. So führt der hochbetagte Fürst Álmos das Volk, wie seinerzeit Moses die Juden, nur bis zur Grenze des Gelobten Landes und überläßt das Werk der «Landnahme» seinem Sohn Árpád:

«Die Reise unserer Vorfahren» – lesen wir in einem Lehrbuch aus dem Jahre 1845 – «dauerte lange und war reich an Verwicklungen; da sie aber an Mühen, Kälte und Hitze gewöhnt waren, trugen sie jedwede Last leicht. (...) So erreichten sie die Karpaten, über die sie Árpád hinwegführte, und im Jahre 896 ließ er sie vierzig Tage lang in Munkács [heute Mukačevo, Ukraine] ausruhen. 896 war jenes heilige Jahr, als Árpád (...) zum ersten Mal die vor seinen Füßen liegende lächelnde Niederung, die zukünftige süße Heimat erblickte. Endlich hatte das umherirrende ungarische Volk eine eigene Heimat.»

Kurz vor Álmos' Tod sollen die Fürsten der sieben Stämme ihm und seinen Nachfahren ewige Treue geschworen haben. Dies geschah in der Form eines sogenannten Blutvertrags, indem die Häuptlinge – so lesen wir bei Anonymus – ihr Blut in ein Gefäß rinnen ließen und einstimmig erklärten: «Vom heutigen Tag an wählen wir dich zu unserem Anführer und Befehlshaber, und wohin dich dein Glück führt, dorthin folgen wir dir.» Zu demselben Legendenkreis gehören noch die Versammlung von Pusztaszer, bei der das Land «in schöner Eintracht» unter den Fürsten verteilt worden ist, sowie die von den Malern ebenfalls bevorzugte Szene von Árpáds «Schilderhebung», das heißt, seine rituelle Wahl zum Großfürsten der Magyaren.

Die Streifzüge

Entgegen den literarisierenden Schilderungen erlebten die Ungarn, deren Bevölkerungszahl zu dieser Zeit die Historiker auf 500 000 schätzten, die sogenannte Landnahme bestenfalls als eine Zwischenstation in ihrer langen Fluchtgeschichte. Die darauffolgenden Streifzüge von Byzanz bis Spanien, die das christliche Europa mit dem Horror eines neuen Barbarensturms erfüllten, waren nicht so sehr auf Eroberung als auf

Raub und Mord ausgerichtet. Die panische Angst vor ihnen steckte noch lange in den Knochen der Nachbarvölker und prägte das Ungarnbild des Mittelalters in hohem Maße.

Der Bischof von Cremona, Liutprand, konnte von seiner diplomatischen Mission in Byzanz zu seinem Auftraggeber, Kaiser Otto I., nicht zurückkehren, weil die Wege von den «Türken» (= Ungarn) unsicher gemacht worden waren. Vielleicht spielte diese Unbequemlichkeit auch eine Rolle bei seiner Schilderung des inmitten des Kontinents eingekeilten heidnischen Reitervolkes: «Die schändliche Natur der Ungarn wurde von dieser unermeßlichen Ermordung der Christen dennoch nicht befriedigt, sondern um die Wut ihrer Niederträchtigkeit zu sättigen, ritten sie durch die Länder der Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen und äscherten alles ein. (...) Es gab niemanden, der in östlicher und südlicher Richtung den Ungarn Widerstand geleistet hätte. Denn auch die Völker der Bulgaren und Griechen machten sie sich tributpflichtig, und um nichts unversucht zu lassen, wollen sie auch jene Völker aufsuchen, die in südlicher und westlicher Richtung sie deln.»

Lebhafter, beinahe mit dem Interesse eines Journalisten schildert der Benediktinermönch Frater Heribald die Ungarn, wie er sie im Jahre 926 während der Belagerung von St. Gallen erlebt hat: «Vom Hof des Klosters (...) ergreifen die Hauptleute Besitz und halten ein reichhaltiges Mahl ab. (...) Wie es üblich war, setzten sie sich zum Essen ohne Stühle auf das grüne Gras. (...) Nachdem sie die Schulterstücke und die übrigen Teile der Opfertiere halb roh, ohne Messer, nur mit den Zähnen abgebissen hatten, warfen sie die abgeknabberten Knochen aus Spaß gegeneinander. Vom Wein, der in vollen Eimern in ihre Mitte gestellt wurde, tranken alle soviel sie wollten, ohne Rücksicht auf den Rang. Nachdem sie vom Wein in Stimmung geraten waren, begannen alle schrecklich zu ihren Göttern zu schreien.» Dieser *homo ludens hungaricus* schmei-

chelt bis heute der nationalen Eitelkeit meiner Landsleute ebenso wie die heidnische Tradition oder das Bild des vor den Pfeilen der Magyaren zitternden Europas.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de